

Presseinformation



«Kunst»
von Yasmina Reza

Regie
Bühne und Kostüme
Dramaturgie
Licht
Regieassistentz

Felix Prader
Anja Furthmann
Ann-Marie Arioli
Patrick Hunka
Katharina Stark

MARC

Ich suche verzweifelt einen Freund, der schon vor mir jemand war. Bisher habe ich kein Glück gehabt. Ich habe euch formen müssen...

Besetzung

Kunst

Von Yasmina Reza

Serge.....Pit Arne Pietz
Marc Andreas Storm
Yvan.....Manuel Herwig

Regie

Bühne und Kostüme

Licht

Dramaturgie

Regieassistenten

Felix Prader

Anja Furthmann

Patrick Hunka

Ann-Marie Arioli

Katharina Stark

Technische Leitung

Bühnenbau

Beleuchtung

Ton & Video

Gewandmeisterinnen

Mitarbeit Kostümatelier

Requisite

Bühnentechnik

Flurin Ott

Stefan Schwarzbach

Stefan Schwarzbach

Janos von Kwiatkowski

Benno Kick

Patrick Schneider

Janne Wrigstedt

Graziella Galli

Franziska Lehmann

Iris Barmet

Moira Rodriguez

Daniela Fehr

Benno Kick

Janos von Kwiatkowski

Mato Rajic

Patrick Schneider

Sascha Simic

Janne Wrigstedt

Daniel Zotter

(Auszubildender)

Premiere

Donnerstag | 3. September 2020 | 20.00
Theater Kanton Zürich, Scheideggstrasse 37,
Winterthur

Nächste weitere Vorstellungen

Samstag | 5. September 2020 | 20.00
Sonntag | 6. September 2020 | 15.00 (Clubvorstellung)
Sonntag | 6. September 2020 | 19.00 (Clubvorstellung)
Theater Kanton Zürich, Scheideggstrasse 37, Winterthur

Freitag | 2. Oktober 2020 | 20.00
Gossau – Festhütte Altrüti

Dienstag | 27. Oktober 2020 | 20.00
Mittwoch | 28. Oktober 2020 | 20.00
Zürich – Theater Rigiblick

Reservierungen

Telefon 052 212 14 42 | info@tkz.ch

Fotos:

<https://theaterkantonzuerich.ch/wsp/rubriken/kunst>



MARC

Was soll diese Philosophie des Wenn-es-ihm-Spaß-macht?!

YVAN

Solange es niemanden anderem schadet. ..

MARC

Aber es schadet anderen! Ich bin durcheinander!

Das Stück

Serge hat sich für eine beachtliche Summe ein Gemälde gekauft: ein weisses Bild. An diesem Bild entzündet sich der Streit zwischen drei Freunden, denn Serge begeistert sich für das Gemälde, Marc bekämpft es auf das Heftigste und Yvan will es sich mit keinem von beiden verderben und bezieht keine Stellung. Das Kunstwerk dient als Katalysator, mit dessen Hilfe Yasmina Reza auf psychologisch fein gezeichnete Weise die drei Männer, ihre Gefühle, ihre Befindlichkeit, ihre Freundschaft und ihr gesamtes bisheriges Dasein auf den Prüfstand stellt – eine wortgewandte Komödie über die Halbwertszeit von Freundschaften für ein furioses Schauspieler-Trio.

«Lachen schützt, entschärft, erleichtert, rettet. Sinn für Humor zu haben, in der

erhabenen Bedeutung des Wortes, also nicht nur über Witze zu lachen, sondern über sich selbst lachen zu können, ohne Tabu, und jederzeit von Lachen geschüttelt zu werden – das ist eine beneidenswerte Gabe. Wer sie hat, ist vom Schicksal oder von den Göttern gesegnet. Das Lachen stellt das Vertrauen in uns selbst wieder her, es erhebt uns über die Situation. Das Drama von «Kunst» ist ja nicht, dass sich Serge das weisse Bild kauft, sondern dass man mit ihm nicht mehr lachen kann.» *Yasmina Reza*

Der Regisseur Felix Prader hat 1995 die deutschsprachige Erstaufführung von Yasmina Rezas «Kunst» an der Berliner Schaubühne inszeniert und damit massgeblich zum grossen Erfolg der Autorin auf deutschsprachigen Bühnen beigetragen. Nachdem die Aufführung mehr als zwei Jahrzehnte über tausend Aufführungen auf verschiedenen Bühnen erlebt hatte, konnte das TZ ihn dafür gewinnen, sich 25 Jahre später wieder mit diesem Stück auseinanderzusetzen.

SERGE
Gefällt es dir?

YVAN
O ja, ja, ja.

SERGE
Evident.

YVAN
Evident... Und zugleich ...

SERGE
Magnetisch.

YVAN
Mmm ... Ja ...

SERGE
Und hier jetzt hast du noch nicht mal die Schwingungen.

YVAN
... Ein bisschen schon ...

SERGE
Nein, nein. Du musst mittags wiederkommen. Die Schwingungen des
Monochromen, die hast du nicht bei künstlichem Licht.

YVAN
Hm, hm.

SERGE
Obwohl, so ganz befinden wir uns ja gar nicht im Monochromen.

YVAN
Nein!...Nein! Wie viel?

SERGE
Einhunderttausend.

YVAN
... Ahja.

SERGE
Ahja.

Die Autorin

Yasmina Reza, 1959 in Paris geboren als Tochter einer ungarischen Violinistin und eines iranischen Ingenieurs, ist Schriftstellerin, Regisseurin, Schauspielerin und die meistgespielte zeitgenössische Dramatikerin. Ihre ersten beiden Stücke wurden mit dem «Prix Molière» ausgezeichnet und ihr drittes, «Kunst», wurde ein Welterfolg und gewann u.a. den «Tony Award». Ende der 90er-Jahre begann sie auch Drehbücher und Romane zu schreiben. Zusammen mit Roman Polanski schrieb sie das Drehbuch zur Verfilmung ihres Stücks «Der Gott des Gemetzels» (2011) und erhielt dafür den französischen Filmpreis «César». Ihre Theaterstücke wurden in über 30 Sprachen übersetzt und weltweit aufgeführt.

Der Regisseur

Felix Prader, geboren 1952 in Zürich, war Assistent von Peter Stein, Klaus Michael Grüber und Robert Wilson an der Berliner Schaubühne, wo er mehrere Male inszeniert hat, u. a. 1995 die deutschsprachige Erstaufführung von Yasmina Rezas «Kunst». Darüber hinaus hat er u. a. in Genf, Basel, Bern, Zürich, Düsseldorf, Bochum, Köln, Mainz, in den USA, in Frankreich und in Spanien als freier Regisseur gearbeitet. Seine Schaubühnen-Inszenierung «Mütter und Söhne» wurde 1991 zum Berliner Theatertreffen eingeladen. Am Wiener Burgtheater inszenierte er «Das Konzert» von Hermann Bahr und Ayad Akhtars «The Who and the What». Am Theater Kanton Zürich hat er «Die Grönholm-Methode», «Das Ende vom Anfang», «Der Gott des Gemetzels», «Volpone», «Dinner für Spinner», «Der Revisor», «Gift» und «Nichts als lauter Liebe» inszeniert.

Wir streiten nicht zu viel, sondern viel zu wenig – denn im Konflikt liegt eine Kraft, die uns eint

Kein Anlass für Kulturpessimismus: Wie wir in der Streitgesellschaft bestehen und dabei sogar noch gute Laune bewahren.



Auch wenn es manchmal nicht so aussieht: Der Streit ist eine Kraft, die uns eint. Brexit-Gegner und -Befürworter im Januar 2019 vor dem britischen Parlament. Jack Taylor / Getty

Streit und Konflikt, wohin wir auch blicken! Alle liegen sich in den Haaren, nicht nur in den sozialen Netzwerken, sondern auch im Parallelleben, zu Hause, am Arbeitsplatz, in der Politik. Immer öfter, immer intensiver, immer aggressiver.

Dabei spielt eine Eskalationslogik, die hinlänglich bekannt ist und uns eigentlich eines Besseren belehren sollte: Polemik, Polarisierung, Populismus und zunehmend gewalttätige Proteste. Die Proteste wiederum generieren neue Polemiken, und so verwandelt sich die Eskalation in einen Teufelskreis, der sich unablässig selber antreibt. Manche klinken sich ganz aus, weil sie die Unruhe nicht mehr spüren wollen. Andere beginnen von den guten alten Zeiten zu träumen, als Konsens herrschte statt Konflikt.

So geht ein verbreitetes, zutiefst pessimistisches Räsonnement, das auf einem radikal optimistischen Menschenbild fusst. Der Mensch war im Ursprung ein konfliktscheues Wesen, doch wurde er irgendwann verdorben – wahlweise von der Gesellschaft, der

Moderne, der Macht, der Technik. Seither hat dieses Wesen seine Form nicht wiedergefunden, sondern es driftet immer weiter ab. Die Verrohung der Sitten ist nicht mehr aufzuhalten, die Vulgarisierung des menschlichen Zusammenlebens wird zum Dauerzustand. Aber stimmt die Diagnose wirklich? Macht es sich, wer das Hohelied auf den friedlichen Naturzustand des Menschen anstimmt, nicht allzu leicht? Und deutet er die sozialen Dynamiken durch seine deterministische Sicht – aus Streit wird Gewalt – in angemessener Weise?

I. Am Ende steht der Nazi-Vergleich

Nehmen wir den Inbegriff der modernen Technik – das Internet, oder genauer: die sozialen Netzwerke. Sie gelten als Spiegel unserer streitsüchtigen Zeit, Twitter und Facebook sind demnach exemplarisch für den Zerfall der rhetorischen Sitten.

Es stimmt schon, Netz-Dispute kennen oftmals nur eine Richtung – nach unten, in der Art einer Endlosspirale. Die Mechanismen lassen sich grundsätzlich in drei Regeln zusammenfassen. Murphys Gesetz spielt im Netz so gut wie immer: Was schiefgehen kann, geht schief, oder präziser: Wer missverstanden werden kann, wird garantiert missverstanden. Sodann: Jede Diskussion im Netz mündet irgendwann in eine Wortklauberei und ist damit im besten Fall zu Ende (Laynes Gesetz, benannt nach einem Software-Entwickler). Geht der Disput dessen ungeachtet weiter (und immer weiter), wird er mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit in einen Nazi-Vergleich oder alternativ in den Vorwurf der Nazi-Keule ausarten (Godwins Gesetz, benannt nach einem amerikanischen Anwalt).

Ja, diese Dynamiken spielen zunehmend auch ausserhalb der sozialen Netzwerke, und das ist nicht eben erbaulich. Dennoch ist es sinnlos, die digitale Technik für die Trivialisierung unserer Kommunikationskultur verantwortlich zu machen. Nicht die Technik verformt den Menschen, der Mensch selbst ist aus krummem Holz geschnitzt – und mobilisiert sämtliche geistigen Kräfte, um gegenüber anderen recht zu behalten. Es war der gute alte Schopenhauer, dieser ebenso mürrische wie vergnügliche Philosoph, der die Kunst der erfolgreichen brutalen Rechthaberei in einem postum veröffentlichten Essay namens «Eristische Dialektik» wunderbar beschrieb – vor beinahe zweihundert Jahren.

II. Idiotisierung, Demoralisierung, Pathologisierung

Schopenhauer spricht von der «geistigen Fechtkunst zum Rechtbehalten im Disputieren», was sehr edel klingt. Wie es sich für einen Ehrenmann des 18. Jahrhunderts geziemt, betont

er darüber hinaus, nicht selbst zur Sophisterei anstiften, sondern bloss helfen zu wollen, die Sophisten dieser Welt zu entlarven. Aber natürlich ist sein Werk die perfekte Anleitung für alle Netz-Guerilleros, um auch heute in jedem Fight die Oberhand zu behalten – notfalls im Rückgriff auf den verbalen Zweihänder.

Nach Schopenhauer gibt es drei Formen von Argumenten, jene *ad rem*, *ad personam* und *ad hominem*. Die erste Kategorie ist die langweiligste, da geht's im Wesentlichen darum, den Gegner durch Fehlschlüsse in sophistischer Manier aufs Glatteis zu führen. Die Argumente *ad personam* sind schon einen Tick fieser, weil sie den Kontrahenten zu verwirren trachten – sie reichen von Sprachspielereien über die willkürliche Unterbrechung des Redeflusses, Pauschalisierung und Provokation bis hin zur verbalen Zumüllung der Person, die es gewagt hat, sich auf einen Disput einzulassen.



Streit gibt es auch unter Gleichgesinnten: Zwei Unterstützer des amerikanischen Präsidenten, Donald Trump, geben sich 2017 vor der Universität Berkeley Saures. Stephen Lam / Reuters

Richtig boshaft und erfolgversprechend ist allerdings erst Strategie Nummer drei – in Schopenhauers Worten: «Wenn man merkt, dass der Gegner überlegen ist und man Unrecht behalten wird, so werde man persönlich, beleidigend, grob.» Der Kontrahent gehört nicht nur verwirrt, sondern nach allen Regeln der Kunst verunglimpft – man appelliert an das Tier

im anderen, indem man ihn genau darauf reduziert. Besonders beliebte Strategien der Entmenschlichung sind die Idiotisierung («Du bist ein Vollpflock»), die Demoralisierung («Du bist ein schlechter Mensch») oder die Pathologisierung («Du bist so was von krank») – oder alles zusammen: eben die Titulierung als Nazi-Untermensch, siehe oben. Auch das ist nicht eben erbaulich, aber Schopenhauers pessimistisch grundierte Anthropologie erlaubt dennoch einen optimistischeren Blick auf das menschliche Treiben. Der Mensch ist nach ihm so schlecht wie eitel – und will sich vor anderen niemals eine Blöße geben. Aber dieselbe Eitelkeit kann unter anderen Umständen auch dazu führen, dass er sich bessert und wirklich streitet – ohne sophistische Tricks und persönliche Attacken. Es kommt auf das soziale Setting und die Peers an wie einst auf dem Pausenhof. Die Welt ist also für Misanthropen noch lange nicht verloren.

III. Ein neuer Begriff von Konflikt

Eines jedoch haben der heutige Zeitgeist und der gute alte Schopenhauer gemeinsam: Sie beide betrachten den Streit, den Disput, den Konflikt als ein Übel, dem man sich nach Möglichkeit entziehen sollte. Falsch!, ruft nun der Philosoph Reinhard K. Sprenger, dem breiten Publikum bekannt durch seine zahlreichen Management-Bücher. Er stellt sich in seinem neuen, höchst lesenswerten Werk «Magie des Konflikts» gegen die weitverbreitete Geringschätzung des Streits und regt an, die Sache diametral anders zu betrachten: Die meisten schreien oder schweigen heute – aber kaum mehr jemand streitet. Leider. Denn der Streit ist nicht das Problem, sondern wäre eigentlich die Lösung.

Zuerst betreibt Sprenger in einer phantastischen philosophischen Volte eine Ideologiekritik an jener Ideologiekritik, wie sie von Jürgen Habermas in den 1960er Jahren an den verzerrten Kommunikationsbedingungen moderner Gesellschaften formuliert wurde. Nach Sprenger gibt es keinen herrschaftsfreien Diskurs, in dem der zwanglose Zwang des besseren Arguments herrscht, wenn sich alle auf die eine grossgeschriebene Vernunft besinnen.

Eine solche Habermassche Übungsanlage führte im Gegenteil bloss zu neuen Konflikten, weil die Vernunft stets im Dienste der zunehmend heterogenen Lebensformen und Lebensentwürfe der Vernunftträger steht. In jeder Situation treffen nicht nur unterschiedliche Geltungs-, sondern auch unvereinbare Erfahrungsansprüche aufeinander. Das Ziel kann deshalb nach Sprenger keine «multikulturelle, konflikt- und abwertungsfreie one world» sein, sondern gerade umgekehrt: Das Ziel muss darin bestehen, unter Gleichwertigen, aber Grundverschiedenen ebenso lustvoll wie fruchtbar zu streiten.

Damit dies möglich ist, braucht es einen neuen Blick auf den Streit als Normalfall des menschlichen Lebens, oder in Sprengers Worten: einen *neuen Begriff* des Konflikts. Er nimmt Ausgang von einem Befund, den alle Ehepartner kennen: Solange man streitet, ist man gemeinsam unterwegs – wobei die Beziehung genau in dem Moment zu Ende geht, in dem der Streit erlischt und man sich peinlich anschweigt.

Zunächst: Wer streitet, *will* streiten – denn niemand hat ihn dazu gezwungen. Diese Feststellung hat ein paar interessante Implikationen. Wer sich auf einen Streit einlässt, anerkennt den anderen tatsächlich als satisfaktionsfähig; er hat «skin in the game», also etwas zu gewinnen oder auch zu verlieren; er legt ein genuines Interesse und Engagement an den Tag. Dann, ganz wichtig: Wer streitet, hat zumindest ein gemeinsames Problem, also eine gemeinsame Basis, und vor allem: Wer streitet, glaubt implizit an eine gemeinsame Zukunft der Kontrahenten, in der Beziehung, in der Freundschaft, im Beruf. Der Streit stiftet also ein soziales Band, das es ohne ihn nicht gäbe. Die entscheidende Frage ist darum stets – was ist das Gemeinsame, was uns trennt?

IV. Konfliktfähigkeit heisst die neue Tugend

Zugleich sollten wir uns nach Sprenger keine Illusionen machen. Verstehen unter Menschen heisst im besten Fall oftmals nur: mit dem Unverstandenen einverstanden sein.

Ähnlich verhält es sich mit dem Konflikt. Streiten kann heissen: sich auf das Streitbare verständigen, es vertiefen, es weiterdrehen.

Der streitbare Mensch lässt die Vernunft nicht fahren – aber er stellt zugleich «die Einzigrichtigkeit der eigenen Erkenntnisfähigkeit» infrage. Er unterscheidet sich sowohl vom Nihilisten, der im Menschen ein tragisches, stets irrendes Wesen erkennt, als auch vom Relativisten, der an keine Wahrheit mehr glaubt. Der Unterschied scheint klein und ist doch immens: Der streitbare Mensch weiss, dass er im Unwahren lebt – er strebt danach, es zu minimieren, ohne sich selbst absolut zu setzen. Er nimmt sich, wie er ist – weder Engel noch Tier. Und er arbeitet Tag für Tag an der eigenen Vernünftigkeit, so gut es eben geht.

Dabei meint Vernünftigkeit letztlich nichts anderes als: «Konfliktfähigkeit», Sprengers neues Zauberwort. Das Annehmen, das Aushalten, das Akzentuieren der Spannung. Wer sich darauf einlässt, lernt eine Menge über die anderen, die Welt, sich selbst. Das ist nicht viel, muss aber genügen für ein Wesen, das oft mit sich selbst hadert. Der Befund ist so ernüchternd wie ermutigend: Konfliktfähigkeit ist die neue Tugendhaftigkeit. Gefragt sind – in Sprengers Diktion – unerschrockene «Konfliktkünstler» mit trainierter eigener Urteilskraft. Wohlan, das lebenslange Üben im Streiten hat eben begonnen!

© NZZ Feuilleton, 11.07.2020, René Scheu